

Liebe Gemeinde,

Weg

heute, am Sonntag Septuagesimae – 70 Tage vor Ostern – beginnen wir als Christen die „Zeitrechnung“ hin bis zur Auferstehung. Doch bis zu diesem Tag, den wir jeden Sonntag mit unseren Gottesdiensten neu feiern, ist es noch eine lange Wegstrecke. Jubel, Verrat, Verleumdung, Folter und Tod geschehen in diesen 70 Tagen. Als Einzelereignisse werfen diese Stationen viele Fragen auf. Warum jubeln die Menschen Jesus bei seinem Einzug in Jerusalem zu und rufen dann „Kreuzige ihn!“? Wie kann einer der Jünger selbst für Geld Jesus verraten. Warum kann einer seiner Jünger in einem wichtigen Moment nicht zu ihm stehen. Und schließlich: Warum muss gerade Jesus den Tod eines Schwerstverbrechers sterben? Für sich betrachtet schwerwiegende, fast nicht zu beantwortende Fragen. Aber in ihrem Zusammenhang und mit dem Blick auf die Auferstehung, das Osterfest und dadurch bedingt jeden einzelnen Sonntag ergeben sie ein befreiendes Ganzes, das mich ganz persönlich mit einer großen Dankbarkeit erfüllt. Und so muss auch unser heutiger Predigttext in seinem Zusammenhang gesehen werden. Er gehört zu den Reiseberichten. Diese thematisieren die Zeit des Aufbruchs nach Jerusalem. In die Reiseberichte bettet Lukas immer wieder Gleichnisse ein. Und insgesamt behält er dabei stets das Leiden, die Auferstehung und auch die Himmelfahrt Jesu im Blick.

In der neutestamentlichen Schriftlesung haben wir den Textzusammenhang bereits gehört. Lasst uns nun auf das Wort hören, das uns für den heutigen Sonntag gegeben ist. Ich lese aus dem Lukasevangelium Kapitel 17 die Verse 7-10.

Wer unter euch hat einen Knecht, der pflügt oder das Vieh weidet, und sagt ihm, wenn der vom Feld heimkommt: Komm gleich her und setz dich zu Tisch. Wird er nicht vielmehr zu ihm sagen: Bereite mir das Abendessen, schürze dich und diene mir, bis ich gegessen und getrunken habe; danach sollst du auch essen und trinken? Dankt er etwa dem Knecht, dass er getan hat, was befohlen war? So auch ihr! Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte; wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren.

Perspektiven

Herr und Knecht. Das Verhältnis zwischen dem Herrn und dem Knecht. Für die Jünger eine ganz eindeutige Sache. Dieser Ordnung, wie Jesus sie anhand seiner Fragen darstellt, können die Jünger nur zustimmen. Der getanen Feldarbeit folgt die Arbeit im Haus des Herrn. Das ist ganz klar. Zunächst werden die Bedürfnisse des Herrn erfüllt, danach kann dann auch der Knecht Hunger und Durst stillen. Und niemals würde ein Herr seinen Knecht bedienen. Es manifestiert sich. Es wäre völlig absurd, dass der Herr seinen Knecht bedient. Es gibt keinen Grund, warum der Knecht für die Erfüllung seiner Pflicht auch noch von seinem Herrn Dank empfangen sollte. Für die Jünger eine ganz eindeutige Sache.

Liebe Gemeinde, aus welcher Perspektive kommen die Jünger zu diesem Schluss. Das ist interessant. Sie sehen auf den Knecht aus der Perspektive des Herrn herab. Der Herr sagt, der Knecht tut. Doch bei dieser Perspektive belässt es Jesus nicht. Er hat sie nun, nachdem sie ihm nur zustimmen konnten, so weit, dass er sie in eine etwas unangenehme Situation bringt. Heute würden wir vielleicht sagen: Er führt sie vor. Er wendet einen unverschämten Rhetoriktrick an. Nachdem sie also die Position, die Stellung des Knechts so betont haben, sagt Jesus zu ihnen:

So auch ihr! Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte; wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren. Was bezweckt Jesus nun mit diesem „Trick“?

Dienen

Liebe Gemeinde, in der Auseinandersetzung mit dem Text und mit dem, was Ausleger zu diesem Text geschrieben haben, sind mir zwei Dinge wichtig geworden. Dienen und Vergeben. Im Folgenden möchte ich euch in die Bedeutung dieser zwei Begriffe mit hineinnehmen. Der Knecht zeichnet sich dadurch aus, dass er seinem Herrn dient. Dieser Dienst verlangt Treue. Dieser Dienst verdient aber keinen Dank, denn er stellt eine Selbstverständlichkeit dar. Dienst ist etwas, was uns auch in der Gemeinde nicht übereinander erhebt, sondern miteinander verbindet. Und so ist bereits Jesus zum Diener seiner Jünger geworden. Wir lesen davon im Johannesevangelium im 13. Kapitel. Dort wird eindrücklich geschildert, wie Jesus vor dem Passafest seinen nahenden Tod ahnt, sich einen Schurz umgürtet und seinen Jüngern die Füße wäscht. Verwunderung, Unbehagen aber auch Vermessenheit hat diese Handlung bei den Jüngern als Gefühle entstehen lassen. Schließlich erklärt Jesus: **Ein Beispiel habe ich euch gegeben, damit ihr tut, wie ich euch getan habe. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Der Knecht ist nicht größer als sein Herr und der Apostel nicht größer als der, der ihn gesandt hat. Wenn ihr das wisst – selig seid ihr, wenn ihr's tut. (Joh 13,15-17).** Wer den Dienst erfahren hat, ist dadurch selbst zum Dienst berufen. Aber, der Diener hat sich nicht über den zu erheben, dem er dient. Dienen bewahrt vor Größenwahnsinn. Dienen macht demütig. Stellvertretend zitiere ich zwei Stellen aus dem Matthäusevangelium Kapitel 20 und Kapitel 23. **So soll es nicht sein unter euch; sondern wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener; und wer unter euch der Erste sein will, der sei euer Knecht, so wie der Menschensohn nicht gekommen ist, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele. (Mt 20,26-28). Der Größte unter euch soll euer Diener sein. Denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht. (Mt 23,11+12).**

Nach diesem intensiven Blick darauf, was in der Bibel zum Thema Dienen u.a. zu finden ist, stellt sich die Frage. Inwieweit wirkt sich das auf das Leben eines jeden Einzelnen aus? Was bedeutet »Dienen«, »Dienst empfangen«, »Diener« sein heute in unseren Gemeinden? Ein persönliches Beispiel will ich euch zur Verdeutlichung nennen. Seit vielen Jahren arbeitete ich in der Sonntagschule mit. Schon damals, als wir noch in Dresden wohnten und dann auch seit 1992 in Crottendorf. Die Arbeit mit den Kindern, der Dienst an den Kindern war mir immer sehr wichtig. Durfte ich doch als Kind selbst diesen engagierten Dienst erfahren. Eine intensive Erinnerung sind die Klebebilder und einige ganz genaue Erinnerungen an einzelne Sonntagschulstunden, Familiengottesdienste und auch Krippenspiele. Das alles selbst an die Kinder weiterzugeben, mitzuwirken, mitzugestalten hat mir immer viel Freude gemacht. Und es ist schön, wenn dann das ehemalige Sonntagschulkind neben einem im Chor sitzt. Aber, diese Arbeit fordert auch viel Zeit. Im Laufe der Jahre sind mehr Dienste hinzugekommen. Und auch die eigene Familie ist immer weiter gewachsen. Bei aller Freude, habe ich mich dann lange um eine Entscheidung gedrückt. Und angedachte Veränderungen, die mir dann den kontinuierlichen Dienst nicht mehr möglich gemacht hätten, gaben letztlich den Ausschlag zu sagen: „Ich beende diesen Dienst zum Jahresende.“ Warum habe ich mich so lange um diese Entscheidung gedrückt. Weil mir die Arbeit am Herzen lag, weil ich nicht in eine „Sonntagsschulbabypause“ gehen wollte und weil ich gedacht habe, wer soll es denn dann machen? Heute geht es mir sehr gut mit dieser Entscheidung. Ich konnte den Dienst in aller Ruhe beenden und es hat sich auch schon ein neuer Mitarbeiter gefunden. Als stillen Dienstwechsel will ich es an dieser Stelle einmal bezeichnen. Ein junges Mädchen hat den Dienst erfahren dürfen und führt ihn nun selbst weiter.

In diesem ganzen Zusammenhang kamen mir immer wieder Martha und Maria in den Sinn (**Lk 10,38ff**). Ihr kennt sicher die Begebenheit, wie Martha sich abmüht und eine perfekte Gastgeberin sein möchte und wie sie sich über ihre Schwester ärgert, die Jesus zu Füßen sitzt und lauscht. Und als sie Jesus, den sie auf ihrer Seite wähnt, darauf anspricht, muss sie erfahren, dass es eben jetzt Zeit für diesen stillen Dienst, nämlich das aufmerksame Hören, ist. Da braucht es keine festlich geschmückte Tafel, aufwendig zubereitete Speisen und edles

Geschirr. Um Missverständnisse zu vermeiden. Ich möchte euch anhand dieser beiden Beispiele nicht suggerieren, dass, wer dient nicht wahrgenommen werden soll. Wir sind Diener Gottes und keine Heinzelmännchen. Und wenn der Bruder, der über Jahrzehnte den Chor geleitet hat, seinen Dienst beendet, die Schwester, die anscheinend schon immer den Frauendienst geleitet hat, der Organist, der immer wieder den Gemeindegesang unterstützt hat nun zum letzten Mal die Tasten und Pedale betätigt, dann sollte dies sehr wohl auch vor der Gemeinde seine Würdigung finden. Das steht außer Frage. Aber unser Dienen als Chorsänger, Dirigenten, Organisten, Lektoren, Sonntagschulmitarbeiter und auch Laienprediger und Pastoren sollte in dem Bewusstsein geschehen, dass es sich an sich um eine unverzichtbare Aufgabe handelt. Denn in der Gemeinde darf nicht geschehen, was Mitte der 1970er Jahre in Angola geschah. Dort, wie in allen Häfen vom Golf bis Westafrika, lagen Schiffe oft monatelang im Hafen vor Anker, ehe denn die Ladung gelöscht wurde. In Angola wurde diese Situation durch politische Umbrüche verschärft, als deren Folge die Hafendarbeiter ihren Pflichten nicht mehr nachkamen. Sie streikten immer wieder, da das Löschen der Ladung Arbeit der Sklaven gewesen sei, die freie Menschen ihrer Ansicht nach nicht zu verrichten hätten. Im Landesinneren erlitten die Menschen eine Hungersnot und in den Häfen vergammelte die Nahrung. So führte die Freiheit zu Pflichtverletzung und verantwortungslosem Handeln. Was damals in Angola zu einer Hungersnot führte, würde für eine Gemeinde und letztlich auch für die Kirche das Aus bedeuten. Dienen ist auch Pflicht. Dienen heißt, Verantwortung übernehmen und diese auch wahrnehmen. Die Chorsänger können sich auf die Anwesenheit des Dirigenten und der Dirigent auf die der Chorsänger verlassen. Die Gemeinde weiß sicher, am Sonntag steht jemand auf der Kanzel und verkündigt uns das Wort. Diese Reihe ließe sich noch fortführen.

Vergeben

Dienen bewirkt aber neben all dem Genannten noch etwas anderes. Dienen stärkt uns und denen, die den Dienst empfangen, den Glauben.

In der neutestamentlichen Schriftlesung haben wir bereits davon gehört, dass die Jünger Schwierigkeiten mit der von Jesus vorgegebenen Vergebungspraxis haben. Wenn der Bruder Reue zeige, seine Verfehlung einsehe, dann solle ihm, wenn es sein müsse, siebenmal am Tag vergeben werden. Das ist für die Jünger scheinbar zu viel. (**Lk 17,3+4**) Um dies praktisch umsetzen zu können, brauchen sie mehr Stärkung. Und so bitten sie Jesus darum: **Stärke und den Glauben! (Vers 5)**. Welche Antwort werden die Jünger, die Lukas im Übrigen jetzt Apostel nennt, wohl erwartet haben. Durch welche Art von Zuspruch haben sie, die nun als Gesandte bezeichnet werden, gehofft, Glauben hinzugefügt zu bekommen. Jesus kommt dieser auffordernden Bitte auf seine ganz eigene Weise nach. Das von ihm erzählte Gleichnis vom Senfkorn glauben muss bei ihnen den Eindruck hinterlassen, dass ihr eigener Glaube nicht einmal diese Größe habe. Und es macht außerdem unmissverständlich klar. Es gibt nur: Glaube oder Unglaube. Selbst solch ein klitzekleiner Glaube ist in der Lage, Bäume auszureißen. Und dann kann auch keiner sagen. Mein Glaube ist zu klein, um meinem Bruder zu vergeben. Glauben heißt, zur Vergebung befähigt zu sein. Glauben heißt, aus der Vergebung leben zu können. Glauben heißt, zu geben, was man empfangen hat. Und so fügt sich unser heutiger Predigttext nahtlos an. Die Jünger erfahren: Ich kann als Knecht meinen Verpflichtungen nachkommen, weil Gott in seiner grenzenlosen Güte bereits für mein Wohl gesorgt hat. Wenngleich diese Erkenntnis noch eine weitere nach sich zieht. Die Güte Gottes hat keiner für sich allein gepachtet. Die Güte Gottes gilt auch meinem glaubenden Nächsten. Dies ist nicht immer eine befreiende Erkenntnis. In meinem Umfeld kenne ich einen Menschen, der kann nur schwer vergeben. Diese Tatsache gestaltet ein ehemals freundschaftliches Verhältnis nun so schwierig, dass konfliktfreie Gespräche – es gibt auch eine berufliche Verbindung – fast unmöglich sind. Hier fehlen noch die befreiende Erkenntnis und die Gewissheit, dass Glauben können heißt, vergeben können. „Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“ beten wir im Vaterunser als fünfte Bitte. In dieser Bitte werden wir immer wieder neu daran erinnert, dass Glauben und Vergeben untrennbar miteinander verbunden

sind. Diese Bitte führt uns immer wieder neu vor Augen, Jesus hat es durch seinen Opfertod am Kreuz für uns möglich gemacht, dass wir immer wieder neu die Vergebung und die Güte Gottes erfahren dürfen. Und jeder kann Gottes Güte erfahren. Und dann darf ich mich auch für meinen Nächsten freuen, weil ich genau weiß, dass diese Güte mir ebenso gilt.

Liebe Gemeinde, ich spreche diese Worte nicht leichtfertig aus. Mir ist bewusst, dass unser Alltag geprägt ist von Ungerechtigkeiten, Missgunst, Gewalt, Mobbing oder Ausbeutung. Jeder von uns hat sicherlich eigene oder gehörte, gelesene oder mitgelittene Erlebnisse vor Augen. Und wer solche Dinge erfahren hat, weiß, die begleiten einen über einen langen Zeitraum. Aber nur ganz selten, davon bin ich überzeugt, geht ein Mensch solch einen Weg ganz allein. Und erst recht ein Christ. Und dann ist es doch wunderbar zu wissen, mein Glaube, und sei er in der momentanen Situation noch so klein, macht mich fähig zur Vergebung. Und, Liebe, Nächstenliebe erfahre ich nicht immer durch die Menschen, die mir wirklich nahe sind. Manchmal kann sie mir auch durch einen ganz fernen Menschen entgegen gebracht werden. Denkt nur an den barmherzigen Samariter.

Dienend auf dem Weg zur Vergebung

Und nun, liebe Gemeinde, liebe Geschwister, ist es für euch auch eine befreiende Botschaft: Wir sind dienend auf dem Weg zur Vergebung? Mit seinem Gleichnis befähigt uns Jesus, ebenso wie damals seine Jünger, die Vergebung als etwas ganz Selbstverständliches zu erkennen. So werden wir auch befähigt, sie ganz selbstverständlich zu leben. Und, wir werden davor bewahrt uns übereinander zu erheben. Können wir einander Dienen und machen darüber kein Aufheben, dann können wir in eben dieser Weise die Vergebung leben. Vor Augen ist uns dabei stets der Weg, den unser Herr und Heiland Jesus Christus für uns gegangen ist. Gehen wir ihn bewusst mit. Dienen wir einander bewusst. Als Gottesknecht und dem Vater gehorsamer Sohn hat er für uns die Vergebung erst möglich gemacht. Praktizieren wir die Vergebung als die selbstverständlichste Sache, die ein glaubender Christ tut. Und vielleicht kann durch unser Dienen und Vergeben in anderen Menschen ein senfkorngroßer Glaube entstehen. Wer dies erfährt kann freudig einstimmen:

1. Aus Gnaden soll ich selig werden; Herz, glaubst du's oder glaubst du's nicht? Was willst du dich verzagt gebärden? Ist's Wahrheit, was die Schrift verspricht, so muss auch dieses Wahrheit sein: Aus Gnaden ist der Himmel dein.
2. Aus Gnaden! Hier gilt kein Verdienen, die eignen Werke fallen hin. Gott, der aus Lieb als Mensch erschienen, bringt uns den seligen Gewinn, dass uns sein Tod das Heil gebracht und uns aus Gnaden selig macht.
3. Aus Gnaden kam sein Sohn auf Erden und übernahm die Sündenlast. Was nötigt' ihn, dein Freund zu werden? Sag's, wo du was zu rühmen hast! War's nicht, dass er dein Bestes wollt und dir aus Gnaden helfen sollt?
4. Aus Gnaden! Hierauf will ich sterben; mein Herz ist nun der Freude voll; ich kenn mein sündliches Verderben, doch den auch, der mich heilen soll. Mein Geist ist froh, die Seele lacht, weil mich die Gnade selig macht.

AMEN